

Unverkäufliche Leseprobe



Dantiel W. Moniz
Milch Blut Hitze
Storys

2022. 230 S.
ISBN 978-3-406-78157-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/33198205>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Daniel W. Moniz ist eine der aufregendsten literarischen Neuentdeckungen aus den USA. Ihr gefeierter Erzählungsband «Milch Blut Hitze» versammelt Porträts von Menschen aus den unteren Gesellschaftsschichten Floridas. Moniz nimmt uns mit auf die Schattenseite des Sunshine State, in die Alltagswelten von Figuren, in denen es keinen Platz für große Träume gibt.

Eine Dreizehnjährige versteht ihre nicht enden wollende Traurigkeit nicht, es kommt zu einer unabsehbaren Tragödie. Eine Frau kämpft nach einer Fehlgeburt mit dem Abschied von einem Leben, das sie nicht kannte. Eine Teenagerin widersetzt sich der Kirche und erfährt den Preis dafür am eigenen Leib. Zwei entfremdete Geschwister müssen die Asche ihres toten Vaters nach Santa Fe bringen und sind auf den unendlich langen Highways gezwungen, sich den Abgründen ihrer Vergangenheit zu stellen.

Aufrichtig und feinfühlig ergründet Daniel W. Moniz die Schwächen, Ängste und Schamgefühle ihrer Figuren und erzählt dabei von Mädchen- und Frausein, Mutterschaft und Körper, von Rassismus, Liebe und Verlust. «Milch Blut Hitze» stellt sich den Fragen und Lebensgefühlen unserer Zeit und verpackt sie in eine Sprache, die einfühlsam und kompromisslos zugleich ist.

Daniel W. Moniz, geboren 1989 in Jacksonville, Florida, arbeitet als Assistant Professor für Englisch an der University of Wisconsin-Madison. «Milch Blut Hitze» ist ihr vielfach als *must read* angepriesenes Debüt.

Anke Caroline Burger lebt in Berlin und Montreal/Kanada und übersetzt Ottessa Moshfegh, Jon McGregor, Adam Johnson u. v. a. aus dem Englischen.

Claudia Arlinghaus studierte Sprachen und Literatur an der WWU Münster und lebte lange in den USA. Zuletzt hat sie u. a. Will Smith, Richard Mabey und Eowyn Ivey übersetzt.

DANTIEL W. MONIZ

MILCH BLUT HITZE

Storys

*Aus dem Englischen
von Claudia Arlinghaus
und Anke Caroline Burger*

C.H.Beck

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
Milk Blood Heat
Copyright © 2021 by Dantiel W. Moniz
Erschienen bei Grove Press,
an imprint of Grove Atlantic Inc., New York 2021

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2022
www.chbeck.de

Motto: Aus dem Roman *Vor ihren Augen sahen sie Gott*
von Zora Neale Hurston, erschienen 2011 bei edition fünf
in der Übersetzung von Hans Ulrich Möhring, © edition fünf.

Gräfelring: Edition Fünf, 2011.

Umschlaggestaltung: geviert.com, Nastassja Abel

Umschlagabbildung: Stocksy

Autorinnenfoto: © Marissa Pilolli

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 78157 5



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Für meine Mutter. Für Jason.

*Und für alle,
die ihren Weg noch suchen.*

Halbgötter bekommen Wein und Blumen dargebracht.
Richtige Götter fordern Blut.

Zora Neale Hurston,
Vor ihren Augen sahen sie Gott

INHALTSVERZEICHNIS

Milch Blut Hitze	11
Festmahl	30
Zungen	45
Den Himmel verloren . .	60
Die Herzen unserer Feinde	86
Kein Boden unter den Füßen	113
Schnee	130
Substanz und Materie . .	150
Dicker als Wasser	180
Exoten	205
Almanach der Knochen .	209
Dank	227

MILCH BLUT HITZE

I. Monster

«Rosa ist die Farbe für Mädchen», sagt Kiera. Ava und sie ritzen ihre Handflächen an und lassen das Blut in eine flache Schale Milch tropfen, beobachten, wie sich die Farbe langsam auf der Oberfläche ausbreitet, kleine rote Blumen blühen lässt. Ava betrachtet Kiera. Wie still sie ihre Hand hält – als sei sie es gewohnt, sich aufzuritzen. Sonnenlicht scheint zum Küchenfenster herein und bringt Kieras Locken zum Leuchten. Ihr Mund ist ein gerader, schmaler Strich, aber ihre Augen sind groß, grüngelb, weit offen. Seltsame Augen, sagt Avas Mutter immer und macht das verkniffene Gesicht, mit dem sie sonst die Haarknäuel aus dem Abfluss fischt.

Die Mädchen sind bei Kiera zu Hause, weil deren Eltern die Meinung vertreten, Kinder sollten sich «frei ausleben»; hier dürfen sie auf Bäume klettern und Frösche fangen und stundenlang auf dem Wohnzimmerboden herumlungern, auf den Polstern, die sie vom Sofa gezogen haben, dürfen Zeichentrickserien gucken und dabei zuckersüße Frühstücksflocken aus Rührschüsseln futtern. Bei Ava zu Hause sind sie mal zu wild, mal zu faul und rauben ihrer Mutter

den letzten Nerv. Avas Mutter mag Kiera nicht, aber sie sind jetzt seit zwei Monaten beste Freundinnen. Ende August, als die achte Klasse anfing, stellte Kiera sich im Sport neben Ava und sagte: Ich habe das Gefühl, ich ertrinke, und weit und breit war kein Wasser in Sicht. Ava wusste genau, was sie meinte. So fühlte sie sich auch manchmal – wie Blei, wie von der Luft abgeschnitten, aber darüber zu reden, war schwierig, besonders mit ihrer Mutter. Wenn sie es benennen wollte, war es, als müsse sie sich die Worte aus dem Bauch ziehen, Eimer für Eimer, endlos mühsam, und am Ende drückten sie doch nie das aus, was sie eigentlich sagen wollte.

In vielem ähneln Kiera und sie sich auch nicht – je nachdem, welche Mutter man fragt, ist die Geschichte der beiden eine andere –, und Ava überlegt oft, ob sie nur so verschieden sind, weil Kiera weiß ist, oder ob es da noch etwas anderes gibt. Etwas unter der Haut. Seit diesem Jahr ist sie besessen von Doppeldeutigkeiten, davon, dass man ein und dieselbe Sache von zwei ganz unterschiedlichen Seiten betrachten kann: Kieras undurchdringliche, wunderschöne Augen; ihre eigene Traurigkeit, eingebildet und lebendig zugleich.

«Hol einen Löffel», sagt Kiera, und Ava schnappt sich einen Kochlöffel mit Schlitz in der Mitte aus der Schublade. Sie verrührt Milch und Blut, bis alles den gewünschten Farbton hat, das Rosa von Kieras Lippen, eine sanfte Farbe der Hoffnung. Sie setzen die Schale an den Mund, immer abwechselnd, einen Schluck nach dem anderen, bis nichts mehr übrig ist. Mit dem Arm wischen sie sich den rosa Milchschaum aus dem Gesicht und sitzen einen Augenblick still da, feierlich angesichts dessen, was sie gerade getan haben.

«Blutschwestern», murmelt Ava und fühlt sich, als sei die Zeit dehnbar geworden – noch so ein Gefühl, das sie nicht erklären kann. Sie stellt sich vor, wie Kieras Blut von ihrem Körper aufgenommen wird und die Haut des Dünndarms durchdringt, wie sie es sich einverleibt, bis es keinen Unterschied mehr gibt zwischen ihrem eigenen und dem Blut ihrer Freundin.

Jetzt wird abgerechnet, zumindest brüllen sie das, als sie auf den künstlich angelegten Teich hinter Kieras Haus zustürmen, Grasbüschel hochkicken und die Hunde der Nachbarschaft aufschrecken, die ein lautes Geheul anstimmen. Die Mädchen schmeißen Kiesel ins Wasser. Sie sehen den flüchtenden Kaulquappen hinterher und zählen die Ringe an der Wasseroberfläche.

«Rennt, ihr kleinen Schisser!», droht Kiera mit einer hohen, grässlichen Stimme wie eine Schauspielerin in einem schlechten Horrorfilm. Ava stampft schnaubend im flachen Wasser herum; ihre Sneakers hat sie nicht ausgezogen, in den Socken steht der Teichschlamm, zwischen ihren Zehen schmatzt das Wasser. Sie ist Frankensteins Monster. Sie ist die Königin der Vampire. Sie ist gerade dreizehn geworden, ausgehöhlt und neu gefüllt mit Gift und Staubwolkenträumen. Sie wirft den Kopf in den Nacken und heult die Sonne an, tut so, als sei es ein geheimnisvoller, brennender Mond und als gäbe es keine andere Welt als diese hier, in der sie und Kiera leben.

Kiera lässt sich ans Ufer fallen, zieht die Beine an die Brust, schlingt die Arme um die Knie und beobachtet Ava. Die Hände hängen an ihren schmalen Handgelenken wie Klauen. Sie lacht, als Ava vor ihr posiert, die Hüften in den

unmöglichsten Winkeln dreht und die Augen zu Schlitzeln verzieht. Kiera formt mit den Fingern ein Rechteck und tut so, als würde sie Fotos machen, sie wirft sich auf den Bauch, um auch wirklich das perfekte Bild einzufangen.

«Du bist ein sexy Monster!», schreit sie, flitzt für eine Nahaufnahme zum Teichrand, lässt das Wasser spritzen, sodass die Tröpfchen einen Augenblick als Regenbogen in der Luft hängen. «Sag's mir! Du bist es!»

«Ich bin ein sexy Monster!», brüllt Ava und bleckt die Zähne. Kiera zieht sie an den Armen, und sie fallen übereinander ins Gras, ein kicherndes Mädchenbündel. Sie schnappen nach Luft und warten. Dass ihre Herzen aufhören, so zu hämmern, dass die Hitze aus ihren Gesichtern weicht. Sie warten darauf, dass das Heulen, dem sie keine Stimme geben, verstummt. Doch das wird es nie. Es beruhigt sich, wird ein kaum zu hörendes Schnurren, das hinter ihren Rippen und in der Haut zwischen ihren Fingern zu Hause ist.

Ava weiß, dass sie ein Monster ist, zumindest fühlt sie sich so: unnatürlich und fremd in ihrem eigenen Körper. Als sie noch keine dreizehn war, wusste sie nicht, dass man Leere mit sich herumtragen kann. Aber wer hat die Leere in ihren Körper gesteckt? Manchmal fragt sie sich, ob dieses Gefühl je wieder weggehen wird, in anderen Augenblicken will sie es nie wieder hergeben. Es ist etwas, das ihr ganz allein gehört.

Kiera richtet sich auf und wischt über Avas nasse Sneakers.

«Deine Mom bringt dich um.»

Die Mädchen rennen ohne Schuhe weiter, sie flüchten sich in den Schatten des Wäldchens hinter dem Teich, die nack-

ten Füße drücken sich in die kühle, lockere Erde. Sie geben keinen Mucks von sich, wenn sich die Spitzen abgebrochener Zweige oder Eicheln ins weiche Fleisch ihrer Fußsohlen bohren. Sie beißen die Zähne zusammen und rennen weiter. Sie schlucken den Schmerz.

Auf einer Lichtung, wo die Sonne bis zum Boden hinabscheint, finden sie einen toten Vogel auf dem Rücken, einen wunderschönen Rotkardinal, die zarten, zerbrechlichen Krallen in die Luft gestreckt. «Nicht anfassen», sagt Kiera und beugt sich so dicht darüber, dass die Spitze einer abgeknickten Feder fast ihre Nase streift. «Vogelgrippe.» Aber sie beugen sich beide hinunter, ganz nah, und atmen den Tod tief ein.

Ava möchte mit dem Finger über die weichen schwarzen Federn rund um den Schnabel fahren. Sie ist neidisch auf das offene, hohle Auge, die vollkommene Reglosigkeit des kleinen Körpers. Sogar auf den süßlichen Verwesungsgeruch. Sie legt sich neben den Vogel, ihr Kopf neben seinem, und starrt hoch in den durch Baumkronen eingerahmten Ausschnitt des Himmels. Sie stellt sich vor, sie hätte Frieden gefunden. Kiera legt sich auch auf den Boden, und so bleiben sie, bis die Sonne hinter den Kiefern versinkt und die Welt in ein kühl-goldenes Nachtschattengrün taucht.

Als Ava abends von ihrer Mutter abgeholt wird, mustert die sie sofort kritisch von Kopf bis Fuß – sie sucht nach aufgegangenen Flechtzöpfen, Schrammen und Kratzern, nach Beweisen für wildes Benehmen. Ihr Blick bleibt an Avas Schuhen hängen. Ihre Mutter spricht mit künstlicher Süßstoffstimme, jedes Wort klar und deutlich artikuliert, als benutze sie eine Sprache, die sie zwar beherrscht, aber viel,

viel lieber nicht sprechen würde. Diese Stimme verwendet sie für die Mailbox und wenn sie beruflich mit Fremden zu tun hat. Diesen Tonfall knipst sie auch an, wenn sie mit der weißen Mutter der Freundin ihrer Tochter spricht. «Danke, dass Ava heute bei Ihnen sein durfte», sagt sie lächelnd, aber ihre Augen sind kohlschwarz und kalt. Kieras Mutter ist eine luftig flatternde Erscheinung in der Tür, ihre Haut angenehm kühl an Avas Wange. «Wir freuen uns immer, wenn Ava kommt», sagt sie, und ihre Zuckerwattestimme klingt so echt, so ernst, als könnte sie jeden Moment schmelzen.

«Warum sind deine Turnschuhe so dreckig?», will Avas Mutter wissen, als sie zum Auto gehen, kaum hat sich die Tür hinter ihnen geschlossen. «Jedes Mal, wenn ich dich da abhole, siehst du unmöglich aus, kannst du mir das erklären? Beide Eltern sind zu Hause, und sie können trotzdem nicht vernünftig aufpassen?» Ava erwidert nichts; wenn sie etwas sagt, kommen sowieso immer nur die falschen Worte raus.

II. Spiele

Es gibt noch andere Unterschiede zwischen ihnen: Ava ist die hübschere der beiden, aber ihre Haut ist viel dunkler, deswegen wird sie oft übersehen; Kiera bekommt als Erste ihre Periode, gegen Mitternacht, wird von stechenden Bauchschmerzen und dunklem, auf ihren Schenkeln verschmiertem Blut wach – Kiera ist jetzt eine Frau, und Ava nach wie vor nur ein kleines Mädchen; wenn Kiera ihrer

Mutter erzählt, sie sei traurig, sagt die, sie solle ihre Gefühle erforschen, und wenn Ava das tut, sieht ihre Mutter sie nur müde an und sagt: Komm, geh spielen, Kind.

Also spielt sie. Sie spielt in der Badewanne, sie würde ertrinken, hält unter Wasser die Luft an, die Augen offen. Sie spielt, man hätte sie an einem Ast der weiß gefleckten Platane aufgehängt, hält sich an den Zweigen fest und lässt ihren Körper schlaff hin und her schwingen, bis sie nicht mehr kann und sich fallen lässt. Sie spielt *Was wäre, wenn*: Was wäre, wenn ich jetzt vor dieses Auto springe? Was wäre, wenn ich morgen nicht mehr aufwache? Sie glaubt nicht, dass sie irgendwas davon ernst meint.

Kiera spielt auch gern solche Spiele, aber sie redet über den Tod, als hätte sie neun Leben. Als käme am Ende die Frage: *Fortfahren?*, während auf dem Monitor ein flackern-der Countdown läuft, und sie bräuchte nur auf *Ja* zu klicken. Die Mädchen werfen sich die Fragen wie Ping-pongballen zu, während sie für Erdkunde unterschiedliche Gesteinsarten mit Aufklebern versehen oder mit Kieras Puppen Familie spielen.

«Was wäre, wenn ich im Schwimmbad ertrinke?»

«Was wäre, wenn man von einem Mann aufgeschlitzt und unter der Matratze versteckt wird?»

«Was wäre, wenn man begraben wird?»

«Lebendig?»

«Nein, wenn man tot ist.»

Diese Vorstellung lässt Ava sich mit einer Andacht durch den Kopf gehen, mit der andere Mädchen von ihrem ersten Abschlussball träumen, andauernd. Ihre letzte Ruhestätte: der weiß ausgeschlagene Sarg, die zartrosa Rosen. Das Sonntagskleid aus Samt, das ihre Mutter ihrem Leich-

nam überziehen würde, die verhassten Söckchen mit dem breiten Spitzenrand, gekräuselt wie ein Clownskragen. In Wirklichkeit ist es nicht so sehr der Tod, der Ava interessiert, sondern die Neugier, wie die Welt reagieren würde, wenn sie nicht mehr da wäre. («*Was wäre, wenn meine Mutter nicht weint?*») Würde Avas Mutter sich vorstellen, wie sie tief in der Erde liegt, ihr die Grabwürmer über die Kopfhaut kriechen, ihre babyzarte Haut und die kleinen, jungen Brüste allmählich verrotten?

Ava und Kiera hängen die Barbies mit grober Schnur am Hals auf und lassen sie vom Dach der Traumvilla baumeln. Sie sehen zu, wie sich die spitzen Füße hin- und herdrehen.

III. Am Pool

Sie haben beide keine Lust, zu Chelsea Zuckers dreizehntem Geburtstag kurz vor Ende des Schuljahrs zu gehen, aber Avas Mutter hat die Einladung von Chelseas Mutter bekommen und Ava befohlen, an der Party teilzunehmen.

«Du brauchst andere Freundinnen», sagte sie zu ihrer Tochter, eine Hand in die Hüfte gestützt; wenn sie bei Ava im Zimmer stand, schien es kein Licht und keine Luft mehr darin zu geben. Ava war oft vom beeindruckenden Umfang ihrer Mutter eingeschüchtert, fühlte sich aber selbst auch größer deswegen. Sie wollte das warme, braune Gesicht ihrer Mutter küssen. Es ohrfeigen, bis ihr die Hände wehtaten.

«Ich brauche keine neuen Freundinnen», murrte Ava, wusste aber genau, dass jeder Widerstand zwecklos war; sie hatte den Kampf bereits verloren.

Ihre Mutter lachte und fasste sie am Kinn. «Du weißt nicht, was du brauchst, Süße.»

Ava erzählte Kiera, dass sie zu der Poolparty musste; die Geburtstagsfeier sollte im Embassy Suites Hotel Downtown stattfinden. Chelseas Eltern hatten eine teure Zweizimmer-Suite für die Pyjamaparty gemietet und Avas Mutter versprochen, dass sie direkt im Nebenzimmer sein würden. Kiera war auch eingeladen, genau wie eine Handvoll anderer Mädchen aus der Klasse, aber Kieras Mutter stellte ihr die Entscheidung frei.

«Chelsea ist so peinlich. Warum musste ihre Mom wohl fast die ganze achte Klasse einladen? Aber wenn du hingehst, komme ich auch», sagt Kiera gnädig. «Schließlich sind wir Schwestern.» Der blutige Ritz, Sonne im Fenster. Das hübsche, sehnsüchtige Rosa. Wie Ava fast nichts spürte, als die Klinge ihren Handteller aufschnitt.

Das Hotel ist eins der besten, das J-ville zu bieten hat, auch wenn die Mädchen alt genug sind, um zu wissen, dass das nicht viel heißen will. Avas älterer Cousin hat dort mal als Roomboy gearbeitet – Zimmer putzen, Mülleimer leeren, die kleinen Shampoofläschchen nachfüllen, sich zum Bettwäschewechseln in die nächtlichen Ausscheidungen fremder Leute knien. Ihr Cousin sagte, die Gäste seien abartig, egal, wie viele Sterne das Hotel haben mochte, und kündigte bald wieder.

Der Pool glitzert in einem fantastisch künstlichen Blau, das tiefe Ende wird bewacht von dicken, sonnenverbrann-

ten Erwachsenen, die auf die Mädchen wie monströse Gorgonen wirken, die sich nur schlafend stellen, um ihnen im nächsten Moment die Haut vom Leib zu reißen. Am flachen Ende planschen kleine Kinder kreischend und unbefangen, sicher werden sie von allen auf der Party darum beneidet – sogar von Kiera, glaubt Ava. Mit dreizehn ist man zu groß, um noch so herumzutoben, und zu klein, um Alternativen zu kennen. Die anderen Mädchen hängen am einzigen schattigen Fleck herum und schlürfen Kinderbowle aus durchsichtigen Plastikbechern. Ava und Kiera teilen sich einen Liegestuhl, die Sonne verbrennt ihnen den Rücken. Sie stecken die Köpfe zusammen und tuscheln miteinander. (*Was wäre, wenn wir wegrennen?*) Um die anderen kümmern sie sich nicht.

Nur sechs weitere Mädchen erscheinen zur Party, die meisten hässliche Entlein, jetzt schon verpickelt und mit fettigen Haaren, die einfach froh sind, auch mal eingeladen zu werden, mit Ausnahme von Marisol, die hübscher und netter als alle anderen ist und nächstes Jahr Stufensprecherin werden will. Kiera hält den Daumen nach unten. *Abartig.*

Mrs. Zucker ruft alle zusammen, und so versammeln sich Kiera und Ava und die anderen um einen Steintisch am Pool und sehen zu, wie Chelseas Vater mit dem Geburtstagskuchen auf sie zumarschiert kommt, eine brennende Dreizehn obendrauf – es sieht dämlich aus, wie er gleichzeitig grinst und singt. Die Badeanzugträger rutschen den Mädchen von den nassen Schultern, der Schweiß steht ihnen auf der Stirn, Chlorgeruch liegt in der feuchtheißen Frühjahrsluft, aber das findet Ava gar nicht mal unangenehm. Sie singen ein brüllendes «Happy Birth-

day» für Chelsea, die trotz dünnem Haar und Storchentenen in diesem Augenblick, in dem sie im Mittelpunkt steht, schön aussieht.

Kiera und Ava singen nicht richtig mit, sodass Ava Zeit hat, Marisol in ihrem Bikini zu betrachten, was sie schon für Kurven hat, dass ihr Bauch nicht mehr kindlich gerundet, sondern schlank und flach ist. Die Haare fallen ihr lang und schwarz glänzend auf den Rücken. Sie ist garantiert schon eine Frau, denkt Ava und stellt sich vor, wo sie noch überall Haare haben mag.

«Was für ein Baby», flüstert Kiera, als Chelsea die Kerzen ausbläst, und meint damit Chelseas späten Geburtstag. Alle anderen sind schon längst Teenager und auf bestem Weg zur Vierzehn. Kiera wird am Ende des Sommers vierzehn und Ava nur wenige Wochen später.

«Embryo», flüstert Ava zurück und ist dankbar für diesen kleinen Vorsprung gegenüber ihrer Mitschülerin.

Marisol funkelt sie zornig an – Ava fühlt sich sofort wie ein gerupftes Huhn – und klatscht extra laut für das Geburtstagskind. «Super, Chels!», jubelt sie.

«Die kann mich mal», sagt Kiera und erwidert Marisols bösen Blick, auch wenn die das nicht zu bemerken scheint. Die Klassenkameradinnen scharen sich um Chelsea, als ihre Mutter die Geschenke der Mädchen lobt, das schicke Einwickelpapier, den guten Geschmack – so erwachsen.

Kiera fasst nach Avas Hand und zieht sie hinter sich her zu Mr. Zucker, der den Kuchen mit einem Plastikmesser anschneidet, keine geraden Linien hinbekommt, unregelmäßige Rauten produziert.

«Mr. Z», stöhnt Kiera, hält sich den Bauch und krümmt

sich zusammen. «Mir geht's nicht so gut. Ich glaube, ich muss mich ein bisschen hinlegen.»

Chelseas Vater betrachtet die beiden blinzeln, und Ava sieht sich und Kiera mit seinen Augen: zwei Pubertierende, die seit ihrer Ankunft nur abweisende Gesichter machen – mürrisch und fast erwachsen in ihrer Humorlosigkeit. Er weiß nicht, was er mit ihnen anfangen soll. «Wollt ihr keinen Kuchen?», fragt er, als seien Sahne und Zucker die beste Medizin gegen jede Art von Unwohlsein. Ein Gegengift, um das Unbehagen des Älterwerdens unwirksam zu machen.

Kiera wittert seine Schwäche wie Blut im Wasser. Sie beugt sich zu ihm vor, als vertraue sie ihm ein Geheimnis an. «Nichts Schlimmes, Mr. Z, nur ... *Frauenkram*, Sie wissen schon», flüstert sie. Das Zauberwort.

Mr. Zucker durchsucht seine Taschen nach dem Zimmerschlüssel und drückt ihn Ava in die Hand, zusammen mit zwei Papptellern Buttercremekuchen. «Na gut, dann geht nach oben. Mary kommt dann später hoch und, äh, schaut nach euch.»

«Danke schön, Mr. Zucker», sagt Ava und zeigt ihm zum ersten Mal ihr Lächeln. Sie merkt, dass es ihn nicht beruhigt, und ein bisschen ist sie auch froh darüber. «Ich kümmer mich um sie.»

Sie gehen nicht hoch aufs Zimmer; Ava kennt noch einen anderen Ort, an dem sie allein sein können.

«Mein Cousin hat mir das mal gezeigt; ich bin mitgekommen, als er seinen Lohn abgeholt hat», erzählt sie Kiera. «Die Tür hat einen Zugangscode, aber der wird nie geändert, hat er gesagt.»

«Und was macht er jetzt?»

«Baut in Colorado Marihuana an. In unserer Familie

sind alle tierisch sauer auf ihn, aber er meint, er verdient jetzt richtig gut.»

Sie fahren mit dem Aufzug hoch in die zehnte Etage und gehen zu einer unbeschrifteten Tür, durch die man aufs Dach gelangt. Von dort haben Ava und Kiera eine Sicht auf ihre gesamte, vom Fluss zweigeteilte Stadt, die sich in unauffälligen grauen und weißen Gebäuden, die meisten niedriger als das Hotel, unter ihnen ausbreitet. In der Ferne überspannt die blaue Brücke den St. Johns River, vom anderen Ufer blitzen mehrere Glastürme herüber. Ava hasst diese Stadt, ihre Heimat, ist aber auch beschwingt von dem Anblick. Als würde sie eine Welt sehen, die sie in der Hand halten kann, in der sie Königin ist, in der alles Licht ihr gehört und keine Mutter ihr vorschreiben kann, was sie zu wollen hat.

Die Mädchen essen den Kuchen mit den Fingern und lassen die Beine vom Dach baumeln, blicken hinunter auf die Köpfe der Leute, die das Hotel betreten und verlassen, Koffer und fünf bis sechs Kinder hinter sich herziehen, lauschen der Betriebsamkeit der Menschen. Von hier oben kann Ava nicht feststellen, ob irgendjemand da unten glücklich ist, ob das Leben wirklich mit dem Älterwerden besser wird.

«Wie wäre es, durch einen Fleischwolf gedreht zu werden?», fragt Ava.

Kiera macht eine Bewegung, als würde sie Würstchen in der Pfanne wenden. «Stell dir vor, du wirst zum Frühstück gebraten.»

«Lecker», meint Ava.

«Was wäre, wenn man hingerichtet wird? Wie Anne Boleyn? Schlagt ihr den Kopf ab, und zack!»

So spielen die Mädchen sich die Bälle zu, vergessen die Zeit, und für diesen kurzen Augenblick gibt es nur noch Kiera und sie. Eine wunderbare Welt.

«Wir müssen zurück», sagt Ava und steht auf. «Nicht, dass sie die Polizei rufen.»

«Zum Kotzen», sagt Kiera lang gezogen und steht auch auf. Sie wirkt geistesabwesend und blickt hinaus über die leeren Flachdächer, als habe sie dort etwas Rätselhaftes gesehen. Sie lässt den Pappteller vom Dach segeln, und Ava macht es ihr nach, sieht zu, wie die Teller sich langsam und anmutig in der Luft drehen und auf dem Boden landen. Ava wendet sich ab, um zurück zu den anderen zu gehen.

Hinter ihr sagt Kiera: «Was wäre, wenn man vom Dach fällt?» Blitzartig steht das Bild vor Avas innerem Auge – der Wind, die brechenden Knochen, der rote, blutspritzende Haufen. *Entsetzlich*. Sie dreht sich um, will dieses Wort zu Kiera sagen, aber sie sieht nur den endlosen blauen Himmel – echtes Himmelblau – über den hässlichen Gebäuden.

Unten fängt jemand an zu schreien.

Ava spürt, wie sie gegen ihren Willen an den Rand des Daches gezogen wird. Kieras Name steckt ihr in der Kehle fest, die Lungenflügel ziehen sich zusammen, das Blut drängt ihr in den Kopf wie flatternde Flügel. Wie von selbst bewegen sich ihre Füße dorthin, während die Widersprüche in ihr toben: das Bedürfnis, wegzurennen und alles sehen zu wollen.

Ava lehnt sich über den Sims und blickt hinab.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de